

Michael Braun

In den Jahren 1995/96 kam es zu einem denkwürdigen Briefwechsel zwischen Carlo Maria Martini, dem Kardinal von Mailand, und dem sich als Agnostiker bekennenden Schriftsteller und Semiotiker Umberto Eco. Die auf hohem Niveau, ohne Apologetik und Polemik geführte Diskussion drehte sich um die Frage, ob eine rein säkulare Ethik die traditionellen Tugendkataloge der Religion zu ersetzen vermag. An welche Werte glaubt einer, der nicht glaubt? Was bleibt, zumal nach dem 11. September, nachdem die Heilsversprechen der Religion, die politischen Utopien, die humanistischen Bildungsideale ihre Selbstverständlichkeit verloren haben? Gibt es neue ethische Modelle, die für die Lebensführung des 21. Jahrhunderts taugen?

„Woran glaubt, wer nicht glaubt?“

Ecos/Martinis Buch *In cosa crede chi non crede?*, das wenig später, 1998, auch ins Deutsche übersetzt wurde, ist ein Vademekum der Wertorientierungskrise unserer Zeit. Ein Plädoyer für eine Rückkehr zur Religion ist es indessen ebenso wenig wie ein Bekenntnis zu einer materialistischen Ethik, in der Wertpluralismus und Indifferentismus fröhliche Urständ feiern. Denn selbst die Prinzipien einer nur weltlichen Ethik sind Umberto Eco zufolge „aufgrund eines Heilsprogramms in unsere Herzen gemeißelt“. Die Stärke einer Ethik bemesse sich „am Verhalten ihrer Heiligen, nicht am Verhalten der Toren, deren Gott der Bauch ist“. Es ist unübersehbar, auch der Schrift-

steller versteht sich, nicht anders als der Theologe oder Philosoph, als Sinnlieferant für die Nachwelt: „eine Flaschenpost zu hinterlassen, damit das, woran man geglaubt hat oder was man schön fand, auch von den Nachgeborenen geglaubt oder schön gefunden wird“.

Umberto Ecos Ausführungen verweisen auf wichtige Funktionen der Literatur in der aktuellen Wertedebatte: Zum einen ist sie zu einer Instanz geworden, an die das Bedürfnis nach Wertorientierung adressiert werden kann. Die Fragen nach Sinn und Richtung menschlicher Existenz, die früher von Religion und Philosophie zu beantworten waren, stehen fortan unter der Schirmherrschaft der Literatur. Allein sie vermag noch daran zu erinnern, schreibt Eco im Epilog seines Romans *Baudolino* (2001), wie schnell man den „Glauben an die heiligsten Dinge verlieren“ kann. Dieser Prozess des Werteverlustes, der mit Nietzsche am Ende des neunzehnten Jahrhunderts einsetzt, ist in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts immer wieder beschrieben worden.

Zum anderen kann die Gegenwartsliteratur als ein Seismograf für verschüttete und erschütterte Wertesysteme fungieren. Autoren wie Reiner Kunze und Günter Kunert registrieren mit großer Aufmerksamkeit Symptome der Grundwertekrise unserer Zeit. Sie versuchen daran das Maß der Erschütterungen der Wertesysteme abzulesen und die Stabilisationskraft der Poesie zu überprüfen.

Und drittens knüpfen exponierte Werke der Gegenwartsliteratur – das ist

ihr vielleicht interessantester Beitrag zur Wertediskussion – an einen Dialog an, der lange Zeit abgeschnitten schien oder eine Sache für Außenseiter oder Spezialisten war: an den Dialog mit den Naturwissenschaften. Diese haben, wie gesagt worden ist, durch die Entschlüsselung des menschlichen Genoms „eine neue Seite im Buch des Lebens“ aufgeschlagen. Doch ob die Genomsequenz eine zukunftstaugliche und mit der Menschenwürde kompatible Formel ist oder nur ein „exakter Dadalismus“ (Adolf Muschg) beziehungsweise ein Maßstab für „immer kleiner werdende Unterhaltungen“ (Enzensberger), ist nach wie vor umstritten.

Werte zwischen Geist und Geld

Die Geschichte der modernen Wertekrise beginnt mit Friedrich Nietzsche. Durs Grünbein nennt ihn mit Recht den „Entdecker der Sinnstiftung“, einen „philosophischen Newton, der die Mechanik der Wertebildung erkannte“. Nietzsche fand die Werte als ein zentrales Fachwort der Volkswirtschaft vor. Wir können uns diese Semantik des Gegenständlich-Materiellen auch heute noch gut vor Augen führen, wenn wir von Aktien und Shareholdervalues sprechen und damit die Aktionäre, nicht die Dichter bestimmen lassen, was wie viel wert ist. Es war Nietzsche, so fasst der Berliner Soziologe Hans Joas den Bedeutungswandel zusammen, der an die Stelle des Guten den Begriff des Wertes setzte und somit eine Vokabel aus der Welt des Geldes philosophietauglich machte. Hier ist die historische Station, an der sich die Bedeutung der Werte zwischen Geld und Geist scheidet.

Nietzsches berühmte Formel von der „Umwertung der Werte“, die unser Verständnis der Werte bis heute nachhaltig geprägt, um nicht zu sagen verunsichert hat, entstammt einem Konvolut von Aufzeichnungen, die in den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch, zwischen 1885 und 1888 also, entstanden und zum Teil

Aufnahme in die Schriften *Jenseits von Gut und Böse* (1885/86) und *Zur Genealogie der Moral* (1887) fanden. „Der Grundglaube der Metaphysiker ist der Glaube an die Gegensätze der Werte“: Mit dieser Devise zieht Nietzsche gegen die Falschmünzer der Werte zu Felde und demonstriert, dass es oberste Werte wie Tugend (Aristoteles), Naturgesetz (Thomas von Aquin) oder Pflicht (Kant) nur für die gibt, die an sie glauben.

Das zielt auf ein Herzstück der gesamten griechisch-christlich fundierten Moral. Nietzsche protestiert gegen die Unehrlichkeit der selbst ernannten Moralapostel, die stillschweigend davon ausgehen, dass man Menschen durch Objektivierung von Werten zu deren Anerkennung zwingen kann, während sie doch in Wahrheit immer zwischen Werten wählen müssen. So wird etwa das Mitleids- und Liebesgebot relativiert. Die von Natur aus Benachteiligten und „Schlechtweggekommenen“ versuchen damit, die Eigenschaften der Stärkeren als Untugenden abzuwerten und die eigenen Schwächen in den Stand von Tugenden zu erheben. Der Streit um die Werte ist also ein Kampf um die Definitionsmacht.

Nietzsches

„Umwertung der Werte“

Nietzsches radikale Forderung heißt: „Wir haben eine Kritik der moralischen Werte nötig, der Wert dieser Werte ist selbst erst einmal infrage zu stellen.“ Dabei geht es freilich nicht um eine Abschaffung der Werte, sondern um eine Kritik ihres Anspruchs auf Objektivität, Allgemeingültigkeit, ja Ewigkeit. Bezeichnenderweise bleibt nur die Kunst ausgenommen von diesem Generalverdacht. Kunst und Literatur bleiben auch für Nietzsche nie versiegende Quellen der Wertsetzungen.

Nietzsches hellsichtige Diagnose hat die Schriftsteller alarmiert und der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts die

Stichworte geliefert. Bereits der Nachdruck, mit dem viele Schriftsteller in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts die Notwendigkeit der Orientierung an Werten postulieren, lässt darauf schließen, dass ihnen diese Selbstverständlichkeit abhanden gekommen ist. Thomas Manns empathische Formel „das Maß verehren, den Wert verteidigen“, geprägt für die Exilzeitschrift *Maß und Wert* (1937), war ein Versuch, zu retten, was am Vorabend von Exil und Krieg kaum noch zu retten war.

Auch der landauf, landab beklagte „Zerfall der Werte“ ist eine Erfindung der Dichter. Hermann Broch hat so den Essay überschrieben, den er in seine Romantrilogie *Die Schlafwandler* (1931/32) einbaute. Grundthese des von Max Webers Wertetheorie inspirierten Traktats ist, dass alle Auflösungs Symptome einer Epoche auf die Delegitimation und Demontage religiöser Sinnordnungen zurückzuführen sind. Broch kommt zu der Erkenntnis, dass jede Kultur zerfällt, wenn das sie bestimmende Denken an Plausibilität verliert und ihre geistigen Grundlagen revidiert werden müssen.

Richtig populär sind die Thesen Brochs, eines „in die Literatur verirrt Philosophen“ (Paul Michael Lützeler), nie geworden. Historisch bestätigen sie abermals, dass nach Nietzsche nicht mehr die Philosophen, sondern die Künste die historischen Restbestände der Metaphysik verwalten und mithin zuständig sind für die Klärung ethischer und metaphysischer Fragen.

Aber so leicht es ist, die Werte nicht mehr im Himmel zu suchen, so schwer fällt es der Kunst, sie aus den praktischen Erfahrungen herauszudestillieren. Der Preis für die Erhebung der Kunst in den Stand einer Ersatzreligion ist Elitarismus, ist der Einzug der Werte in den Elfenbeinturm. So inszeniert Peter Handke in seinem neuen Roman den „Bildverlust“ als Pilgerfahrt zu den Quellen des Erzäh-

lens. Der wahre Wert des Menschen liege im eigenen, von keinerlei Zwängen der Massenkommunikation entfremdeten Selbst. Und Botho Strauß beklagt das mit Nietzsche anbrechende „Auflösungszeitalter“, in dem es möglich geworden sei, hergebrachte Werte wie Kirche, Tradition, Erziehung und Autorität straflos zu verhöhnen. Aber „Anschwellender Bocksgesang“, Strauß' umstrittener Essay aus dem Jahre 1993, begnügt sich mit einer recht vagen Aufzählung „all der neuen Ungewissheiten“. Der „Rechte in der Richte“ – das ist eine sonderbare, zumindest sehr missverständliche Bezeichnung für den „Leitbild-Wechsel“, den der Dichter anstrebt.

Parabel des Wertekonflikts

Es gibt im Bereich des deutschsprachigen Nachkriegsdramas ein repräsentatives Werk, das zeigt, wie sehr der moderne Wertebegriff zwischen der Sphäre des Geldes und der des Geistes oszilliert. Gemeint ist Friedrich Dürrenmatts *Der Besuch der alten Dame* (1956). Bereits in diesem Drama kündigt sich der Wandel an, der sich nach Ansicht der Freizeitforscher in den sechziger Jahren von den Pflicht- und Akzeptanzwerten der Wirtschaftswunderjahre zu den Selbstverwirklichungs- und Selbstentfaltungswerten der 68er-Generation vollzieht.

Friedrich Dürrenmatts „böses Stück“ ist Wohlstandssatire und Versuchungs-Anordnung, Parabel eines Wertekonflikts und tragische Komödie über das ruinöse Ende des auf den Pfeilern von Humanität und Toleranz ruhenden abendländischen Wertekosmos. Claire Zachanassian, ihr Name ist sprechend genug, kehrt als Millionärin in ihre Heimatstadt Gullen zurück. Schicksal spielend will sie sich an dem Krämer Ill für jene Ehrverletzungen rächen, die er ihr in ihrer Jugend angetan hat. Die Gemeinde, die Ill allzu bereitwillig ans Messer liefert, wird zur wertentscheidenden Instanz. An ihr vollzieht sich

der unaufhaltsame Prozess der Korruption einer kollektiven Moral, deren Fassade dem Bühnenbild entspricht: „Untergegangener Luxus. Alles verschlissen, zerstaubt, zerbrochen, verstunken, vermodert, der Gips abgebröckelt.“ Die Diagnose lässt an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Sie gilt letztlich dem Bankrott der Tradition der „abendländischen Prinzipien“. Kein Zweifel: Die humanistischen Werte, verkörpert in der Aufforderung des Lehrers, sich „zu reiner Menschlichkeit“ durchzuringen, sind zu einem hohlen Klassikerzitat verkommen, zu einem Alibi für Ignoranz.

Die alte Dame ist eine pervertierte Iphigenie, die der Stadt zeigt, was es ihr wert ist, einen Menschen zu opfern: Menschlichkeit ist nur „für die Börsen der Millionäre geschaffen“. Anstand hat nur, wer zahlt. Mit ihrer Verachtung der Moral steht die Titelheldin jenseits tragikfähiger ethischer Grundwerte, weil sie sich eine eigene wertefreie Weltordnung leisten kann: die des Glücks ohne Gewissen. Diese inhumane Grundhaltung zieht Dürrenmatt im Schlusschor ins Groteske. Statt menschlicher Größe wird das heilige Gut des Wohlstands gepriesen. Die verzweifelte Überlebensmoral des Einzelnen unterliegt der mörderischen Ethik einer sich für fortschrittlich haltenden Gesellschaft.

Archäologie der Werte

In der Gegenwartsliteratur finden Wertefragen bevorzugt in der Lyrik Ausdruck. Ihre Kürze eignet sich vorzüglich für die Schärfung von Diagnosen und die Zuspitzung von Prognosen. Günter Kunert ist ein Archäologe der verschütteten Werte, ein Registrator der im Laufe der Geschichte angerichteten Verwüstungen. Unter den Lyrikern der Gegenwart ist er ein Sänger der Angst, des Zweifels, der Vergeblichkeit. Doch immer bleibt er kühl und zurückhaltend, ein nachdenklicher Dichter, der keine Botschaften, nur

Mitteilungen von sich gibt und die „kleinen Handreichungen“ den pathetischen Gesten vorzieht. Kunerts großes Thema ist der Zerfall der Symbole des Abendlandes, die „vollständig verbilligte/Heillosigkeit“ seiner Epoche. Trotz einer umfassenden Aufklärung bescheinigt er ihr einen „säkularen Sündenfall“, weil niemand bedacht hat, „dass sich jede Schöpfung verselbstständigt und irgendwann einmal ihren Schöpfer ignoriert“. „Die Daseinsfrage stellt ja keiner mehr [...]“

Der Zauberkasten Welt ist lange leer“ konstatiert er in dem Band *NachtVorstellung* (1999).

Doch was vermag das Gedicht nach der Austreibung der Werte aus der Literatur? Eine Dichtung „treu der Tradition und den traditionellen Werten“ ist Kunerts Sache nicht. Aber er greift, überraschend für einen Dichter, der in einem religionsleeren Raum aufgewachsen ist, auf das Sinnreservoir der Bibel zurück.

Immer wieder nimmt sich Kunert biblischer Figuren wie Noah und Hiob an und funktioniert sie um, weil sich an ihnen „parabolisch, gleichnisträchtig“ auch die Existenzfragen des modernen Menschen ablesen lassen. In der Literatur versucht er zu retten, was einst durch die Religion gestiftet wurde: die Suche nach Sinn, die Hoffnung auf Rettung, wie sie an Stätten der Verwüstung aufdämmert. Das Gedicht wird zu einer „Arche Noah“. Als Menetekel einer gottverlassenen Zeit dokumentiert es die Krise der Grundwerte menschlicher Existenz.

Gedicht als Orientierungshilfe

Reiner Kunze wählt stillere und schlichtere Töne, einen lakonischeren Duktus als Kunert, doch teilt er mit ihm die religiös-biblische Grundierung seiner Verse. Der Lyrikband *ein tag auf dieser erde* (1998) enthält eine Reihe von Gedichten, die der Beziehungslosigkeit und Beliebigkeit Paroli bieten und an Grundbestimmungen des

Menschen erinnern, die um keinen Preis aufgegeben werden dürfen, weil sie den Menschen erst zum Menschen machen. Etwa die Fähigkeit zum Empfinden des Schönen und, damit unlösbar verbunden, die Reflexion des eigenen notwendigen Endes:

„Wesen bist du unter wesen

Nur daß du hängst am schönen
und *weißt*, du mußt
davon“

Ein anderes Gedicht ist programmatisch überschrieben: „Poetik“.

„So viele antworten gibt’s,
doch wir wissen nicht zu fragen

Das gedicht
ist der blindenstock des dichters

Mit ihm berührt er die dinge,
um sie zu erkennen“

Das Bild ist überaus glücklich und treffend gewählt. Den Dichter leitet nicht der Scheuklappenblick des ideologisch Verblendeten, und der Blindenstock ist keine Krücke der Einbildungskraft. Im Gegenteil, es verwundert geradezu, dass einem so zerbrechlichen und zarten Gebilde wie dem Gedicht zugetraut wird, einen Weg zu weisen im Gelände der postmodernen Ausweglosigkeiten. Indem der Dichter die Dinge berührt, verwandeln sie sich und gewinnen einen neuen Sinn. Auf diese Weise erinnert das Gedicht an die Werte der Treue und des Vertrauens, wie sie Teiresias, der blinde Prophet, verkörperte, dem Homer im zehnten Buch der Odyssee allein unter allen Menschen „ungeschwächten Verstand“ und ewige Weisheit zusprach.

Kunzes Gedicht ermöglicht Orientierungshilfe. Es ist ein Stabilisator der Werte, indem es verlässliche Signale im Zeitalter der Unsicherheiten aussendet

und jene Antworten aufbewahrt, die unter dem Schutt falsch oder gar nicht erst gestellter Fragen begraben liegen. So formuliert das poetische Wort keinen direkten handlichen Wert. Aber es birgt in sich einen zeit- und raumüberdauernden, krisenfesten Wert, der „Münze in allen Sprachen“ ist, wie Reiner Kunze in einem anderen sinnspruchartigen Gedicht schreibt:

„Wort ist währung
Je wahrer,
desto härter.“

Werte und Literatur im bioethischen Zeitalter

Enzensberger, Grünbein und Muschg sind nicht die einzigen oder gar die ersten Autoren, die aus den Naturwissenschaften poetische Einsichten gewinnen. Aber sie sind die weithin einzigen, die sie ernst nehmen. Als Vorreiter einer neuen Literatur, die auf die einschneidenden Fortschritte in den Biowissenschaften reagiert, stellen sie fest, wie allmählich die Grenzen verschwimmen zwischen dem, was der Mensch kann, darf und soll. Die Schriftsteller äußern sich als Parteigänger des biologischen Lebens, machen sich aber ernstliche Sorgen um die Zukunft, die von den Biowissenschaften als „grenzenloses Morgen“ (George Steiner) ausgemalt wird. Sie warnen damit implizit vor einer Unterhöhlung der herkömmlichen Vorstellungen von Wert und Würde menschlichen Lebens.

Im *Spiegel* erschien 2001 ein zukunftsweisender Aufsatz von Hans Magnus Enzensberger über die „Putschisten im Labor“. Hier kritisiert er die hegemoniale Position der Informatik und der Biologie, die sich als Leitdisziplinen den besten Zugang zu den Ressourcen Geld und Öffentlichkeit gesichert haben.

Zwei Tendenzen zeichnen sich im Kampf um die Werte ab: zum einen der Verlust eines ethischen Konsens in den grundlegenden Fragen der menschlichen

Existenz, zum anderen die Scheinheiligkeit der menschenfreundlichen Absichten der Genforschung: „Die Züchtung von menschlichen Ersatzteillagern gilt als therapeutischer Imperativ, die Festplatte garantiert die Unsterblichkeit, der Kinderwunsch stellt sich als absolutes Menschenrecht dar.“ Schließlich kommt er zu dem Ergebnis, dass die biowissenschaftlichen Disziplinen, die über die „harten Werte“ verfügen, die Rolle der utopischen Verheißungen und Erlösungssehnsüchte besetzen, die zuvor von Religion und Literatur eingelöst werden sollten. Die Werke der Dichter, meint Enzensberger, werden „eben wegen jener Harmlosigkeit geduldet, ja geschätzt, die man ihnen von Seiten des Staates und der Wirtschaft zuschreibt“.

Der Schriftsteller muss in dieser Situation auf den Komfort prästabiliert Wertsysteme verzichten. Seine Aufgabe ist es, die Menschen aus dem Schlaf der Selbstgerechtigkeit zu rütteln und die Hoffnungen der grandiosen Weltverbesserer in ihre Schranken zu weisen. Wahre Werte haben sich aus Menschenrechtschartas und Grundgesetzen in die Biotope der zivilen Gesellschaft zurückgezogen, in die Atempausen zwischen den Bürgerkriegen, in die Aufräumarbeiten nach der Straßenschlacht. Die Wahrheiten, auf die es ankommt, sind nur *ex negativo* formulierbar – als bedingter Trost, als ironischer Geschichtspessimismus, als melancholische Einsicht in die fragile Gestalt der Welt.

Moral und Glück am Ende des Jahrhunderts

Adolf Muschgs *Sutters Glück*, im Frühjahr 2001 erschienen, ist der erste Roman der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, der sich dezidiert mit der aktuellen bioethischen Wertedebatte auseinandersetzt. Muschg erzählt eine Geschichte vom verlorenen und zu spät erkannten Glück, von vergeblicher Lebensplanung

und Liebesunfähigkeit aus überhöhtem Liebesanspruch. Sutter, ein ehemaliger Gerichtsreporter, begibt sich auf die Suche nach den Motiven für den Freitod seiner krebskranken Frau. Dabei gerät er zwischen die Fronten konkurrierender Sinnsysteme. Seine Frau Ruth hat sich in ein neoromantisches Wertsystem geflüchtet, das Schutz bietet vor dem Materialismus ihrer Zeit; sein Künstlerfreund Jörg hat sich an die Welt des Kapitals verkauft und porträtiert gegen „fünftausend [Dollar] pro Sitzung“ den Boss eines Genomkonzerns; ein Pfarrer hält die Theologie für ein „Abwesenheitsverfahren“, eine „Fifty-fifty-Spekulation“: „Gibt es Gott, so hat sie sich ausgezahlt. Gibt es ihn nicht, so hast du mit Glauben nicht viel verloren.“ Auch die Aussichten für die Kunst sind düster: „Romeo und Julia sind abgemeldet [...] Die Geschichte ist so überholt wie die Liebe. Vorbei die Kunst [...] Das egoistische Gen ist die neue Thora. Die digitale Armee rollt unser bisschen Menschheit auf, sie wickelt unsere Geschichte ab.“

Doch trotz des Unglücks seines Helden ist Muschgs Roman eine Verteidigung des irdischen Glücks. Auf die bange Frage, wie denn ein Leben ohne Gott, Unsterblichkeit und Ideale möglich sei, gibt Muschg eine illusionslose Antwort. Der Tod wird, auch nach dem Schwinden der religiösen Ideen, „ernster, bedenklicher“ und fordert, wie Muschgs Landsmann Gottfried Keller schrieb, den Dichter „nun erst mit aller Macht auf, [s]eine Aufgabe zu erfüllen, [s]ein Bewusstsein zu reinigen“ von den Schlacken missbrauchter Werte.

Der Wert, von dem Muschgs Roman nach der Tragödie der Ideen erzählt, heißt „Anstand“. Dieser Anstand aber hat nichts mit dem Kodex sittlicher Korrektheit zu tun, hinter deren Fassade sich oft die Verleumdung des vermeintlich Unanständigen versteckt. Muschg nimmt den Begriff aus dem Kontext der bürgerlichen

Tugenden, unter denen er seit Knigge Karriere gemacht hat, und gibt ihm seine mythische Aura zurück. „Anstand“ ist nämlich ein „Wort von hohem Adel“. Es hängt mit den Tugenden der Verschwiegenheit und der Skepsis zusammen, wie sie in den Verbalstämmen „anstehen“ und „beanstanden“ noch zum Ausdruck kommen. Deshalb sind es einzig und allein die von Sutter und seiner todkranken Frau bis zuletzt gemeinsam gelesenen Märchen, die unter allen Ausdrucksformen der Kultur „das Wahre angemessen“ verbergen. Nur die Märchen sind eine „Gegend vollendeten Anstands“. Sie nennen die wahren Werte nicht beim Namen, sondern verhüllen sie symbolisch: „Die Märchen verdrängten nichts, und sie öffneten keine Tür. Sie zeigten nur, dass sie schon offen war, die Tür zum Jenseits von Gut und Böse, Leben und Tod. Einmal sah diese Tür aus wie ein tiefer Brunnen, einmal wie eine dunkle Höhle oder ein Wald ohne Ausweg und voller Ungeheuer.“

Anstand ist also ein Mittel, den Auftrag der Humanität zu erfüllen. Die Märchen, die sich Sutter und Ruth im Angesicht des Todes erzählen, sind ein Widerpart zum Terror der Intimität und ein Restzeichen der Hoffnung. Nicht zufällig kehrt Sutter nach dem Tod seiner Frau eben an jenen Ort zurück, wo sie einst die Sommerwochen verbrachten: nach Sils Maria, wo Nietzsche seinen Zarathustra entwarf und über die Umwertung der Werte nachdachte. Und nicht zufällig auch hat Muschg seiner Hauptfigur den griechischen Namen des Erlösers eingeschrieben: soter.

Jenseits von Ostalgie und Zukunftsangst

Durs Grünbein, 1962 in Dresden geboren, ist Angehöriger einer Generation, die hilflos dem Zerfall einer Weltordnung zusehen musste. Als „ethische Schule“ hat der Sozialismus versagt: „Borniertheit und eine sich aufgeklärt gebende Form des

Kadavergehorsams verbürgten die tägliche Ordnung einer schlecht funktionierenden Verwahranstalt.“ Das abbröckelnde Regime lieferte lediglich den Stoff für die literarische Produktion. Müllhalden, Abrisshäuser, Schrottplätze und Schutthaufen sind feste Bestandteile von Grünbeins lyrischen Ruinenlandschaften. Alle nicht materiellen Werte – Gott, Sittlichkeit, Vernunft, Liebe – werden auf materielle Gegebenheiten zurückgeführt:

„Man sichert das Revier, baut an
Karrieren, scheffelt Geld.
Nimmt Kinder, Scheidung und Bankrott
in Kauf.
Wer Zeit hat, gilt als asozial. ‚Wohl
arbeitslos?‘,
Fragt man den Stoiker, der durch
Bonmots missfällt“,

heißt es in der „Epistel an einen englischen Arzt“ in dem Lyrikband *Erklärte Nacht* (2002).

In dieser Situation aber geht es dem Dichter nicht um historische Lektionen, sondern um anthropologische Erkundungen der Lage. In der Tradition von Nietzsche und Benn verabschiedet er die Tröstungen der Metaphysik und das Pathos der Utopie und formuliert stellvertretend für seine Generation ein Selbstverständnis jenseits von Nostalgie und Zukunftsangst: „Gegen die nostalgischen Monologe, wie Altpapier über leere Plätze rasend, gegen den Phantom-schmerz angesichts von ausradierten Straßenzügen, plattgemachten Lebenswelten, verschütteten Friedhöfen [...] macht sich das Okay der Jungen geltend, ihr Appetit auf Moden, Techniken, Konzepte, und steht fast zynisch da.“

Es gibt derzeit neben Enzensberger und Muschg wohl keinen scharfsinnigeren Analytiker der bioethischen Wertedebatte in der deutschen Literatur als Durs Grünbein. Wenn er am „Nerv der Zeit“ seziert,

dann um die Zeichen einer anderen, einer „biologischen Poesie“ zu setzen. Ihre Aufgabe ist es, Wissenschaft und Poesie wieder zu versöhnen. In Grünbeins Aufzeichnungen *Das erste Jahr*, die eine zugleich persönliche (Geburt der Tochter) wie politische Bestandsaufnahme (erstes Jahr des 21. Jahrhunderts) vornehmen, werden wichtige Leitlinien dieser Poetik gezogen. „Das erste Jahr“ ist das Fanal einer wissenschaftlichen Werterevolution, deren Folgen nicht abzusehen sind. Im „technologisch überrundeten Evolutionsprozess“ bleibt dem Menschen wenig, woran er sich halten kann. Einst „schwieriger Begriffsbaumeister“, ein Meister der Sprache, droht er nun auf einen Zahlencode reduziert zu werden, auf das Ergebnis des „Zusammenspiels von etwa achtzigtausend einzelnen Genen“. Vermisst aber wird der Aufschrei angesichts der genetischen Selbstentfremdung des Menschen. Es erfüllt den Dichter nicht mit Wehmut, wenn der Protest gegen den unwiderruflichen Eingriff der Wissenschaft in den Kern dessen, was den Menschen ausmacht, ausbleibt. Unter dem Datum des 8. August steht die nachdenkliche Notiz: „Unbetrauert ist so die Frage nach dem Wesen des Menschen gestorben.“

Vom Wert der Worte

Das Gedicht ist für Grünbein „das einzige Navigationsinstrument, das durch die laufenden Katastrophen leitet“. Es ermöglicht Einsichten in die Zusammenhänge der Dinge mittels Metapher und Gleichnis, mittels der Sprache also. Wahre Dichtung schätzt den Wert der Worte: „Sprache ist die Mutter. Man benutzt seine Mutter nicht als Materiallager oder als Baumarkt.“

Hilde Domin beruft sich auf Konfuzius, um vor dem Werteverlust durch

Wortwillkür zu warnen: „Wenn die Sprache nicht stimmt, so ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist; ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist, so kommen die Werke nicht zu Stande; kommen die Werke nicht zu Stande, so gedeihen Moral und Kunst nicht; gedeihen Moral und Kunst nicht, so trifft die Justiz nicht, so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen.“

Nicht als Sachwalter wohlfeiler Wahrheiten also, sondern als kritische Sprachwächter, als „ausgewiesene Erforscher und Chronisten der Gesellschaft, in der sie leben“ (Louis Begley), als Archäologen verschütteter Werte verschaffen die Schriftsteller der Literatur einen Deutungsvorsprung vor anderen Disziplinen. Sie können die Wertübergänge erleichtern, indem sie auf die Notwendigkeit hinweisen, die Grundlagen unseres Handelns radikal zu überdenken, indem sie zeigen, dass der vielfach ausgerufenen neue Mensch oft kein anderer ist als der alte Adam.

Im Schnellschritt eines tendenziell gedächtnislos gewordenen Fortschritts bewahrt die Literatur Erfahrungen auf, die zum Überleben moderner Hochkulturen ebenso wichtig und wertvoll sind wie naturwissenschaftliche Erkenntnisse und Entdeckungen. Es gibt keine Gemeinschaft auf der Erde und kann sie nicht geben, schreibt George Steiner in seiner kulturkritischen Untersuchung über die Grammatik der Schöpfung (2001), die „ohne jene Erzählungen von imaginierten Erinnerung auskäme, welche wir Mythos und Dichtung nennen“.

Zum Thema Wertorientierung veranstaltete die Konrad-Adenauer-Stiftung ihr VI. Literarisches Symposium im November 2001 in Berlin.